Jürgen Osterhammel

Euro- und andere Zentrismen

Geboren 1952 in Wipperfürth. Studium der Germanistik, Politikwissenschaft und Neueren Geschichte in Marburg, Hamburg und an der London School of Economics. Promotion 1980. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Historischen Institut London, dann Akademischer Rat am Seminar für Wissenschaftliche Politik der Universität Freiburg i.Br. 1990 Habilitation für Neuere und Neueste Geschichte. Von 1990 bis 1997 Professur für Neuere, insbesondere außereuropäische Geschichte an der FernUniversität Hagen. Seit Oktober 1997 Professur für Geschichte der internationalen Beziehungen am Institut Universitaire de Hautes Études Internationales in Genf. Bücher: *Britischer Imperialismus im Fernen Osten 1932-1937,* Bochum 1982; *Imperialism and After* (Hg., mit W. J. Mommsen), London 1986; *Max Weber and his Contemporaries* (Hg., mit W. J. Mommsen), London 1987; *Britische Übersee-Expansion und Britisches Empire vor 1840* (Hg.), Bochum 1987; *China und die Weltgesellschaft. Vom 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit,* München 1989 (ital. 1992); *Asien in der Neuzeit* (Hg.), Frankfurt a.M. 1994; *Universalgeschichte und Nationalgeschichten* (Hg., mit G. Hübinger und E. Pelzet), Freiburg i.Br. 1994; *Kolonialismus,* München 1995 (engl. 1997); *Shanghai, 30. Mai 1925: Die chinesische Revolution,* München 1997; *Pierre Poivre: Reisen eines Philosophen 1768* (Übers. u. Hrsg.), Sigmaringen 1997. — Adresse: In der Ehrenmatte 14, 79249 Merzhausen.

Nein, es hätte nicht gutgehen können. Welche Illusion, ungeschoren davonzukommen! Welch leichtfertiges Spiel mit dem Schicksal! Die Stunde der Wahrheit schlug am 4. Juni 1997. In den ersten Wochen am Wissenschaftskolleg hatte ich, die Hilfe der fabelhaften Bibliothekarinnen nutzend, letzte Dekorationen an einer Liebhaberei angebracht: einer Übersetzung und ausführlichen Kommentierung eines, wie ich glaubte, verschollenen Textes aus dem 18. Jahrhundert: der *Voyages d'un philosophe* von 1768 des Botanikers, physiokratischen Theoretikers und Kolonialfunktionärs Pierre Poivre. Im Mai erschien das Buch.

War es nicht eine freudige Pflicht, dem Rektor, einer Weltautorität zur europäischen Aufklärung, ein Exemplar zu übereignen? Die Reaktion war prompt, anerkennend, herzlich und streng. Selbstverständlich kannte der Rektor das obskure Objekt meines antiquarischen Interesses; kaum erstaunlicher war, daß er bereits darüber geschrieben hatte; aber das Donnerwort in der Dankesnote, aus unerschöpflichen Zitatenschätzen gehoben, stammte von meinem Poivre selbst: „Il y a déjà assez de livres".

Da stand ich nun. Die *Voyages d'un philosophe* waren unentschuldbar verbrochen. Ein weiteres Buch, eine historische Interpretation der chinesischen Revolution, auch noch am Wissenschaftskolleg in die letzte Form gebracht, hatte soeben die Druckerei verlassen. Das Stipendium zu verpfänden und die gesamte Auflage heimlich aufzukaufen, hätte die Werbemaschinerie des Verlages nicht gestoppt. Viel schlimmer: Sinn und Zweck, so wie ich es mir zurechtgelegt hatte, des Gastjahres in Berlin sollte es sein, abermals ein Buch zu schreiben: eine Studie über die Wahrnehmung und Beurteilung der asiatischen Zivilisationen durch die europäische Aufklärung. Nun fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Pierre Poivre und Wolf Lepenies hatten recht: welch eine Anmaßung, welch eine vulgäre Narretei!

Doch Anfang Juni war das Unheil geschehen, das Manuskript — nach einer berühmten Hausnummer für den Selbstgebrauch „opus 19" genannt — zu vier Fünfteln fertig. Verzweifelte Versuche, „meinen" Verleger Wolfgang Beck, der wenige Tage später zum Vortrag Gordon A. Craigs im Wissenschaftskolleg erschien, durch die Drohung zu erschrecken, das Buch werde sehr lang und sehr, sehr akademisch, scheinen nichts gefruchtet zu haben. Es muß also reumütig und ohne Umschweife eingestanden werden: Ich habe mich in Berlin nahezu völlig auf ein einziges umfängliches Vorhaben konzentriert, das im Lehr- und Organisationsalltag der voraufgegangenen Jahre keinen Platz gefunden hatte; ohne die Einladung ins Wissenschaftskolleg wäre es niemals verwirklicht worden. Daneben habe ich keine Aufsätze geschrieben, keine auswärtigen Tagungs- und Vortragspflichten übernommen, selbst von Einladungen der Berliner Universitäten manche ausgeschlagen und mich sogar, abgesehen von einem lehrreichen Besuch im Seminar „Moderne und Islam", von Arbeitsgruppen unter den Fellows ferngehalten. Ich habe mich der schlimmsten Sünde wider den Geist des Hauses schuldig gemacht: der monographischen Manie.

Wie kann ich notdürftig die Scherben meines Ansehens kitten? Vielleicht durch ein offensives Bekenntnis zur produktiven Bestärkung. Ihr Gegenteil, das, was das Wissenschaftskolleg wohlmodellierten Gelehrtenbiographien so unvergleichlich antut: Die (produktive) Verunsiche-

rung, sie gehört zu meinem Berufsalltag als dem eines akademischen Zaunkönigs, der als examinierter Literaturwissenschaftler für die exotische Absonderlichkeit „außereuropäische Geschichte" zuständig ist und sich nebenbei in Geschichtstheorie und Politikwissenschaft, Sinologie und „history of ideas" dilettierend einmischt. Wenn man kein „Fach vertritt" und wenn sich die eigene wissenschaftliche Identität deshalb kaum erschüttern läßt, weil man im Grunde keine hat, dann liegt der Erweckungsschock der Wallotstraße nicht im Aufreißen neuer Horizonte, sondern im Appell zur Konzentration.

Gewiß, das Wissenschaftskolleg ist ein wundervoller Ort des Lernens, der unverhofften Entdeckung, des Innehaltens im Gewohnten, der Selbstkorrektur. Auch diese Erfahrungen habe ich machen dürfen: bei vielen langen und gelassenen Gesprächen, durch Nachfragen bei Experten zu Themen, die mein Projekt berührten, bei — möglichst „fachfremden" — Stichproben in den Schriften der Mit-Fellows, beim Stöbern im Rückgaberegal der Bibliothek, das mir einige der schönsten Funde bescherte. Mein Manuskript könnte durch einen Subtext mündlicher Anregungen annotiert werden, der angenommenen und — denn sie gab es auch — der schließlich verworfenen. Ohne die Berliner Impulse hätte ich nie von den aufregenden italienischen Forschungen zu meinem Thema gehört, nie die Problematik einer „social history of truth" kennengelernt und nie einen biologisch verdeutlichten Begriff von „Perzeption" gewonnen, einer Kategorie, die wir auf dem Gebiet der interkulturellen Studien oft leichtfertig verwenden. Dies ist die eine Seite. Auf der anderen Seite kann das Wissenschaftskolleg aber auch — und dies war eben meine inverse und uncharakteristische Erfahrung — ein großartiger Raum zur Bündelung der Kräfte sein. Das ausdauernde und regelmäßige Schreiben in einer Atmosphäre von diskreter Effizienz und direkter Herzlichkeit, in der Spannung von klausnerischem Rückzug und entspannter Binnenöffentlichkeit — wo sonst wäre es noch möglich? Sollten denn nach Pierre Poivre überhaupt noch Bücher geschrieben werden: wo, wenn nicht hier?

Das Arbeitsvorhaben sei, aus der Perspektive seiner Ergebnisse, kurz umrissen. Es stand am Ende jahrelangen Materialsammelns, das in den Bibliotheken Berlins fortgesetzt wurde. Die zentrale Frage ist die nach der Entstehung des modernen Eurozentrismus (manches spricht für den neutraleren Begriff eines „europäischen Sonderbewußtseins"), einer eigentümlichen Mentalitätslage und ideologischen Formation, die im 19. Jahrhundert parallel zur tatsächlichen europäischen Weltbeherrschung den Höhepunkt ihrer Geltung erreichte, nach dem Ende realer europäischer Suprematie jedoch ein bemerkenswertes Beharrungsvermögen bewiesen hat. Ein solcher *moderner* Eurozentrismus, der ein

älteres religiös bestimmtes Überlegenheitsgefühl gegenüber nicht-europäischen Zivilisationen, vor allem dem jahrhundertelang bewunderten Asien, ablöst, betont den wissenschaftlich-technologischen Vorrang der Europäer, ihren angeblichen Rationalitätsüberschuß, die beispiellose Universalisierbarkeit ihrer Kulturleistungen, ihren Auftrag zur weltweiten Zivilisierungsmission, ihr Recht zu globaler Schulmeisterei. Eine solche Einstellung war um 1750 in Europa unbekannt, um 1830 war sie unbestritten. Wie es dazu kam, versucht „opus 19" zu beschreiben und auch, vielleicht mit nur bescheidenem Erfolg, zu erklären. Unterhalb der großen historischen These, deren Sensationswert ich nicht übertreiben möchte, liegt freilich etwas viel Interessanteres: die Sphäre des intellektuellen Lebens in den untersuchten Jahrzehnten — weniger das Schattenreich von „Diskursen" und „Texten" als eine gesamteuropäische Diskussionsarena, in der es von Edinburgh bis Neapel, von Bordeaux bis Sankt Petersburg, ja, bis hin zu den gelehrten Jesuiten am Hofe des Kaisers von China und den einsichtigeren unter den Diplomaten im Osmanischen Reich, um große Fragen ging: Wer sind wir? Wer sind die anderen Zivilisierten? Wie können wir uns mit ihnen vergleichen? Was folgt daraus?

Mein Buch ist eine Apologie der heute vielgeschmähten Aufklärung. Ich glaube, daß man, wenn es um gegenwärtige Fragen des Zusammenlebens der Kulturen geht, von Diderot und Alexander von Humboldt (dem letzten Aufklärer) immer noch mehr lernen kann als von Samuel Huntington. Bei der Arbeit hat mein Respekt vor einigen großen Figuren des 18. Jahrhunderts geringfügig gelitten, der vor anderen — besonders Voltaire und Edward Gibbon — gewaltig zugenommen. Die bemerkenswertesten Autoren, die ich gefunden habe, tauchen indessen in den Annalen der Geistesgeschichte nicht auf: der hugenottische Juwelier und Iranreisende Jean Chardin, den Montesquieu in seiner berühmten Theorie des orientalischen Despotismus systematisch mißverstand; der geniale Sinologe und erste britische Besucher Lhasas Thomas Manning, der nie etwas veröffentlichte (hatte er Poivre gelesen?) und den literarisch besten Reisebericht der Epoche als Manuskript hinterließ; der vielseitige Sozialtheoretiker Johann Heinrich Gottlob von Justi, der in kühler Beweisführung zeigte, warum das Recht der „Hottentotten" dem der Europäer überlegen sei; oder Alexander Russell, der langjährige Konsulatsarzt von Aleppo in Syrien, dessen „Natural History of Aleppo" (1756) eine nicht-europäische Gesellschaft mit unglaublicher Genauigkeit und Einfühlungskunst beschreibt (das Kapitel über ihn trägt den kecken Titel „Die Geburt der Soziologie aus dem Geiste kultureller Differenz"). Sie und viele andere bevölkern mein Manuskript.

Manches, aber keineswegs alles hätte ich an anderem Ort ähnlich geschrieben. Unsere Literaturwissenschaftler ermutigten mich zu kühneren Ausflügen in die Textanalyse, als ich sie sonst unternommen hätte; wahrscheinlich dürfte ihnen aber meine Variante von „historicism" zu weit gehen. Die Mit-Fellows aus der Anthropologie und den verschiedenen Asienwissenschaften haben mir manche Unbedachtheit ausgeredet. Vor allem haben ich von unseren Wissenschaftshistorikern gelernt, in welchen sozialen und kulturellen Feldern Wahrnehmungen und Urteile entstehen. Daher gibt es nun einige zunächst nicht vorgesehene Kapitel über die Logistik interkultureller Perzeption: über Reisemethodik und Reisekritik, über Akademien und den literarischen Markt, über das Hörensagen und über die Verarbeitung von „local knowledge". Ein bloßes Inventarisieren des Bildrepertoires von „Alterität" bleibt steril, wenn man nicht danach fragt, welchen Verarbeitungsprozessen solche Bilder ausgesetzt waren. Diese Prozesse sind gesellschaftlicher Natur. Um sie zu erfassen, braucht man eine historische Soziologie des Wissens und der Wahrnehmungschancen, also etwas Präziseres als eine allzuständige „Kulturgeschichte".

Bei einem — höchst berechtigten — Lob der Küche zitierte der Rektor einmal einen Ex-Nutznießer der kulinarischen Angebote mit dem Satz, wenn x Fellows im Herbst einträfen, dann kehrten x+1 im Sommer nach Hause zurück. Wir, meine Frau Sabine Dabringhaus und ich, konnten auf andere Weise zu einem solchen Zugewinn beitragen. Jede und jeder am Kolleg haben uns das Warten auf Philipp mit überwältigender Fürsorge erleichtert. Am 28. Dezember 1996 ist er, unser erstes Kind, in Berlin zur Welt gekommen. Nachdem er am 21. Januar sein Début im Speisesaal gab, hat er dann seine persönlichen Beziehungen schnell in die eigenen Händchen genommen und sich durch eifriges mimisches Kommunizieren und entschlossenen Verzicht auf jegliche Publikation zu einem der drei „Fellows of the year" hochgestrampelt. Wenn wir uns über seine Fröhlichkeit und seinen charmanten Schalk freuen, ahnen wir, was er dem Wissenschaftskolleg verdankt. Philipp hat viele Freunde gefunden, und ich nenne nur diejenigen, die ihm mit besonderer Herzlichkeit und Liebe begegnet sind: Gitti und Péter Esterhazy, Mordechai Feingold, Jens Malte Fischer, Monika Fogt, Nilufer Göle, Dominique Jameux, Wolf Lepenies, Darina Malova, Orsola und Renato Pasta, Barbara Sanders und Amy Sissoko. Dankbar bin ich auch für den Zuspruch, den ich bekam, als meine Mutter, bei unserem Aufbruch nach Berlin noch vital und rüstig, Ende Februar starb. Schließlich: Mein Projekt wäre gescheitert ohne Hans-Georg Lindenbergs Hilfe in einem kritischen Moment.